

„UNSERE MÜTTER, UNSERE VÄTER“

Wunschtraumata der Kinder

Von Wolfgang Michal

22.03.2013, 11:43 Lesezeit: 8 Min.



„Unsere Mütter, unsere Väter“ war grandios. Der Dreiteiler zeigt aber auch, dass Kinder und Enkel ihren Vorfahren Schuld und Scham abnehmen wollen. Beides gehört in unser aller Bewusstsein.



Anders als die Väter und Mütter der Achtundsechziger, die zur Tätergeneration gehörten und gegen die man einfach rebellieren musste, waren „unsere Mütter, unsere Väter“ 1933 noch viel zu jung, um schuld sein zu können. Sie waren bei Hitlers Machtergreifung zehn oder dreizehn Jahre alt, und wenn die Filmhandlung von „Unsere Mütter, unsere Väter“ einsetzt, waren sie achtzehn oder einundzwanzig. Sie waren also nicht schuld an diesem Krieg, sondern in ihn verwickelt, sie wurden von seiner Gewalt beschädigt und erwachten geschlagen und traumatisiert in einem zerstörten Land. Und schwiegen.

Wir, die wir hätten nachfragen können, waren noch nicht geboren. Und als wir fragen konnten, kamen uns die Achtundsechziger mit ihren Themen zuvor. Wir redeten über Sit-ins, Baader-Meinhof, über den Paragraphen 218, über Dritte Welt und das Misstrauensvotum gegen Willy Brandt, aber nicht über Krieg und Vertreibung. Wir passten uns dem

herrschenden Diskurs an, so wie sich unsere Eltern damals den Herrschenden anpassten. Wir waren so pragmatisch und bescheiden wie sie. Das Schweigen unserer Eltern und ihr Kümmeren, dass es uns einmal bessergehen sollte, machte sie sympathisch und unantastbar, und so fiel uns ihre „andere Seite“, ihre Zurückhaltung, ihre Trauer, ihre Ängstlichkeit und ihre Emotionsarmut gar nicht weiter auf.

Wie hättest du dich verhalten?

Jetzt sind unsere Väter und Mütter über neunzig, steinalt, dement oder tot, und plötzlich sehen wir sie in HD als junge, gut aussehende Schauspieler in der eleganten Garderobe der vierziger Jahre und bemerken, dass sie tatsächlich einmal jung und unbekümmert waren. Wir „erleben“, wie sie ihre Träume und ihr Weltbild begraben mussten. Und ich kann mir vorstellen, dass die Lehrer unserer Kinder nach der Vorführung des Films viele Aufsätze mit der Fragestellung schreiben lassen: „Wie hättest du dich an Stelle deines Großvaters/deiner Großmutter damals verhalten?“

Nicht den Film will ich kritisieren. Ich möchte der Frage nachgehen, ob er die pädagogische und familientherapeutische Funktion erfüllen kann, die ihm das ZDF zuweist. In der Pressemappe heißt es: „Schmerz, Schuld und Schweigen ziehen sich als Spätfolgen des kollektiven Traumas Zweiter Weltkrieg bis in unsere Gegenwart und hinein in unzählige Familiengeschichten. Und treffen, wie die moderne Forschung gezeigt hat, beileibe nicht nur die Generation der Kriegsteilnehmer selbst, sondern mitunter auch ihre Kinder und Enkel. Ihnen allen möchte dieser Dreiteiler Anlass und Ermutigung bieten, sich über die Generationen hinweg über die eigene Familiengeschichte auszutauschen - über das Verschüttete, Verdrängte und Unaussprechliche zu sprechen.“ Ist das möglich - siebzig Jahre nach den Ereignissen?

MEHR ZUM THEMA

„UNSERE MÜTTER, UNSERE VÄTER“

Charlotte, Greta, Friedhelm, Viktor, Wilhelm

Link zu Leserdebatte „Unsere Mütter, unsere Väter“

„UNSERE MÜTTER, UNSERE VÄTER“ IM ZDF

Die Geschichte deutscher Albträume

 Weitere anzeigen

Ein Trauma, auch ein kollektives, ist eine seelische Wunde, eine psychische Verletzung, die auf Gewaltereignisse zurückgeht, bei denen im Zustand von extremer Angst und Hilflosigkeit die Verarbeitungsmöglichkeiten des Individuums und der Gesellschaft überfordert werden. Dies führt zu einer dauerhaften Erschütterung des eigenen Selbst- und Weltverständnisses. Traumatisierten wird ihre Umgebung fremd, sie fühlen sich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und glauben, sie hätten ihre Daseinsberechtigung verwirkt.

Manche kapseln sich ab, manche schweigen, während sie nach außen hin funktionieren. Oft entwickelt sich erst nach langer Zeit eine „posttraumatische Belastungsstörung“ (PTBS) mit Depressionen, Wutausbrüchen, Vermeidungsverhalten, Albträumen, Angstzuständen und sogenannten Intrusionen. Das sind Erinnerungsbruchstücke, die auftauchen, wenn sie - im Alltag oder in Stresssituationen - durch ein Erlebnis, einen sogenannten Ähnlichkeitsreiz, „getriggert“ werden. Das kann ein Geräusch sein, ein Geruch, eine Bewegung, ein Bild, ein Schatten, eine Stimme - oder ein Fernsehfilm über den Krieg.

Die Kunst des Psychotherapeuten

Die Erinnerungsbruchstücke quälen, und die Betroffenen möchten, „dass das endlich aufhört“, aber die Intrusionen haben keinerlei Verbindung zur Person und sind deshalb unerreichbar. Sie sind zwar sensomotorisch, visuell und affektiv im Hirnstamm gespeichert, aber es fehlt die bewusstseinsbildende Verbindung zur Hirnrinde und damit die Versprachlichung. Da die Menschen in den von ihnen erlebten Gewaltsituationen zur bloßen Sache degradiert waren, ausgeliefert und entmächtigt, fehlt ihren Erinnerungsbruchstücken buchstäblich der Besitzer, das Ich. Das Quälende kann nicht ins Bewusstsein integriert werden, weil es „subjektlos“ im Körper der Traumatisierten vagabundiert wie ein wandernder Granatsplitter im Kopf eines angeschossenen Wehrmachtssoldaten.

Die Kunst des Psychotherapeuten ist es, die Verbindung zwischen dem Erinnerungsbruchstück und der Person, die unter den quälenden Intrusionen leidet, herzustellen. Der Therapeut, so der Psychotraumatologe Günter Seidler, muss das „Erleidnis“, das „Widerfahrnis“ zu einer persönlichen Erfahrung „umformatieren“, es dem Ich also verfügbar machen. Erst dann ist es möglich, in Worte zu fassen, was einem zugestoßen ist. Aus der Intrusion wird Erinnerung.

Der Staub der Geschichte

Kann (und will) der Film „Unsere Mütter, unsere Väter“ das leisten? Können die vom ZDF empfohlenen Familien-Gespräche die Bruchstücke so integrieren, dass sie aus ihrer Abgespaltenheit ins Bewusstsein vordringen und verarbeitet werden? Ich bezweifle, dass die Kinder und Enkel der Traumatisierten dazu fähig sind. Ich bezweifle auch, dass der Film dafür geeignet ist.

Erst in den neunziger Jahren, in Folge des Vietnamkriegs und der internationalen Holocaust-Forschung, rückte die Psychotraumatologie als neue Disziplin in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Dabei stieß man auch auf das Phänomen der „sekundären“ beziehungsweise „transgenerationalen“ Traumatisierung. Man entdeckte, dass ein Trauma so ansteckend sein kann wie ein Virus; dass es die Angehörigen infiziert und von Generation zu Generation weitergegeben wird. Oder, wie es der Reporter Wolfgang Büscher in seinem Buch „Berlin - Moskau“ so wunderbar ausdrückte: Der Staub, den die gewaltige Explosion des Zweiten Weltkriegs in die Atmosphäre geschleudert hat, regnet noch immer auf uns herab. Die gewaltgesättigte deutsche Geschichte der letzten hundert Jahre prägt uns bis heute, und zwar jeden.

Deutsche Selbst-Therapie

Seit die ersten „Kriegszitterer“ aus dem Ersten Weltkrieg nach Hause kamen und für nichts mehr zu gebrauchen waren, versuchte die deutsche Psychiatrie, die erlittenen seelischen Verletzungen zu leugnen. Gute Soldaten, meinte der Psychiater Karl Bonhoeffer 1926, seien unbegrenzt belastbar, der Organismus eines starken Kriegers sei in der Lage, schreckliche Erlebnisse „unbegrenzt auszugleichen“. Die Traumatisierten wurden zu Simulanten erklärt, die nur darauf aus seien, sich hohe Renten zu erschleichen.

Noch Mitte der fünfziger Jahre argumentierten Ex-Nazis wie der Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer, der ausgerechnet in der Begutachtung von Nazi-Opfern tätig war (!), es gebe keine psychischen Traumatisierungen. Frühe Trauma-Forscher wie Hermann Oppenheim, Abram Kardiner, Alexander Mitscherlich, Kurt Eissler oder Ulrich Venzlaff blieben in ihrem Fach Außenseiter. Also hielten sich auch die Kriegs-Traumatisierten zurück. Nicht hinschauen, wegdrücken war der Inbegriff der deutschen Selbst-Therapie. Die wichtigste Schutzmöglichkeit psychisch traumatisierter Menschen, sagt Seidler, „ist die Fähigkeit, unerträgliche Wahrnehmungen und Erinnerungen an Wahrnehmungen abzutrennen von aushaltbaren Wahrnehmungs- und Erinnerungsinhalten“.

Todessüchtiges Frontschwein

Und nun kommt ein grandioser Fernsehfilm, gemacht von den Kindern und Enkeln der Traumatisierten - der Regisseur ist Jahrgang 74, der Autor Jahrgang 56 -, und versucht das Unmögliche. Die Kinder und Enkel, also die sekundär Traumatisierten, imaginieren das, was ihre Eltern „erlebt“ haben. Doch indem sie es imaginieren (also fiktionalisieren), beschönigen sie es zugleich, weil es ja um ihre Eltern und Großeltern geht. Das doppelt verwendete besitzanzeigende Fürwort „Unsere“ im Titel ist eine vorsorgliche, klug gewählte Vereinnahmung des Publikums: Es immunisiert gegen Kritik. Kinder wollen ihren Eltern beistehen. Das ist verständlich und liebenswert. Aber sie schaden den Eltern womöglich bei der Bewältigung ihres Traumas. Die Filmemacher moralisieren, sie gehen gnädig mit ihren Müttern und Vätern um, ihre Protagonisten sind einfach zu gut. Nach jeder Szene möchte man fünf Tapferkeitsmedaillen vergeben. Unsere Eltern werden durch die beeindruckende Schonungslosigkeit geschont, die der Kunstblut-Hyperrealismus der Kriegsszenen vorgaukelt.

Das Doku-Drama repräsentiert also nicht die Traumata der Eltern, sondern die Wunschtraumata ihrer Kinder. Es sind eingebildete Flashbacks, mit denen die sekundär Traumatisierten den Eltern Schuld und Scham abnehmen wollen und Gerechtigkeit für sie einfordern. Da gibt es die beiden jungen Frauen, die mit ihren Rettern und Gönnern ins Bett gehen, um ihre Freunde zu retten. Da gibt es den stillen Juden und die guten Brüder. Da gibt es den anständigen nachdenklichen Wilhelm, der allen Prüfungen zum Trotz das Martyrium des Krieges übersteht. Mit ihrem Leben büßen müssen die Sängerin, die sich zu sehr mit den Nazis einlässt, und der jüngere Bruder, der sich vom sensiblen Außenseiter zum enthemmten todessüchtigen Frontschwein entwickelt. Auffallend, dass es gerade zu diesen beiden Film-Figuren keine Entsprechung in der begleitenden Augenzeugen-Dokumentation gibt. Keine der befragten Zeitzeuginnen spricht von ihren Nazi-Liebschaften, keiner der Zeitzeugen erwähnt lustvoll begangene Grausamkeiten. Solche Eltern hätte man nicht gewollt. Also haben sie (im Film) nicht überlebt.

Transgenerationale Traumatisierung

Es ist der verständliche Wunsch von Kindern, ihre Eltern in Schutz zu nehmen und zu verstehen. Aber es ist eben auch ein hilfloser Versuch von sekundär Traumatisierten, die sich keine eigenen Meinungen und Gefühle zutrauen, weil sie glauben, Rücksicht auf die verletzten Seelen ihrer Eltern nehmen zu müssen. Diese selbstverleugnende Rücksichtnahme hat mich und meine Generation geprägt, sie unterscheidet uns von den Achtundsechzigern.

Die Achtundsechziger haben als Zwanzigjährige die schmerzhaften Fragen gestellt, wir haben in übertriebener Vorsicht gewartet, bis unsere Eltern zu alt dafür waren. Für sie kommt der Film leider zu spät.

Aber vielleicht nicht für uns. Denn ich entdeckte bei der demütigen Art, die Geschichte und die seelischen Verletzungen der Väter und Mütter aufarbeiten zu wollen, viel von der Emotions- und Empathielosigkeit, die Angela Merkel und manchen Vorstandsvorsitzenden ins Gesicht geschrieben steht. Unsere Jahrgänge sind es, die Deutschland heute regieren. Und wir alle sind infiziert von den Überlebensstrategien unserer Mütter und Väter: nicht auffallen, nicht zimperlich sein, nicht klagen. Diese Verhaltensweisen funktionierten im Krieg wie im späteren Berufsleben. Unsere Eltern verhielten sich nach außen vorbildlich, während sie im Innern emotional beschädigt waren. Ihre gepanzerten Gefühle haben sie an uns weitergegeben. Im Gesicht von Angela Merkel, die stellvertretend für uns als Außerirdische oder Rätselhafte stigmatisiert wird, kann man die transgenerationale Traumatisierung wiedererkennen. Vielleicht ist die Kanzlerin bei der Mehrheit der Deutschen gerade wegen ihrer „Emotionslosigkeit“ so beliebt.

Wie ein Achtundsechziger

Zu fragen wäre deshalb: Was ist das für ein Land, das von sekundär Traumatisierten regiert wird? Welche Gesellschaft, welche Kultur bringen wir als Kinder unserer Väter und Mütter hervor? Ist es nicht auffällig, wie tonlos, zahnlos, mitleidlos wir „unser Europa“ zusammenzimmern? Muss es nicht erstaunen, dass unsere politische Kultur unfähig ist, eine wirksame Protestbewegung gegen die „Finanzdiktatur“ zu erzeugen? Wir können uns eben schwer entscheiden, wir sind so „unideologisch“ wie zögerlich. Vielleicht ist unsere uneingestandene Ich-Schwäche die direkte Folge der schweren Ich-Verletzung unserer Eltern im Zweiten Weltkrieg.

1995, zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, saß ich mit Dieter Wellershoff und einigen anderen Kriegs-Experten auf einem Podium des Westdeutschen Rundfunks, um über das Thema „Befreiung oder Niederlage?“ zu diskutieren. Ich war der jüngste und auch der einzige unter den Diskutanten, der den 8. Mai 1945 nicht selbst erlebt hatte. Da sich die Diskussion ziemlich schnell der Frage näherte: „Was hätten Sie an Stelle Ihrer Eltern damals getan? Hätten Sie den Mut gehabt ...?“, rastete ich zu meiner Überraschung aus und gab die anmaßende Antwort, ich wäre mit Sicherheit in den Widerstand gegangen, und zwar nicht erst 1944. Das Publikum, meine Mitdiskutanten und der Moderator empfanden das - zu Recht - als lächerlich und wuschen mir gehörig den Kopf. Ich hatte mich mit meiner Antwort (die ja unbewusst eine Frage an alle anderen war) disqualifiziert. Denn ich hatte einen wunden Punkt getroffen. So

konnte nur jemand reden, der nicht dabei war. Der im Schutze demokratischer Verhältnisse über Widerstand schwafelte. Der Abend war ein einziges Desaster.

Ich hatte das Gefühl, mich danebenbenommen zu haben. Nachts im Bett formulierte ich die Antworten, die ich hätte geben müssen. Ich schämte mich. Heute bin ich froh, damals so großspurig reagiert zu haben. Wie ein Achtundsechziger. Nicht, weil ich in der Diktatur tatsächlich mutiger gewesen wäre als meine Eltern, sondern weil ich - aus dem Bauch heraus - die Antwort gegeben hatte, die es der älteren Generation überhaupt erst ermöglicht hätte, ihr Trauma, nein, ihre Scham ins Bewusstsein zu holen.

Den dritten und letzten Teil von „Unsere Mütter, unsere Väter“ haben am Mittwoch im ZDF im Schnitt 7,63 Millionen Menschen gesehen, in der Spitze waren es sogar bis zu 8,68 Millionen Zusehern. Mit rund zwei Millionen Zuschauern im Alter zwischen 14 und 49 Jahren war der Film auch das in dieser Altersgruppe am besten eingeschaltete Programm. Insgesamt – über die drei Teile hinweg berechnet – kam „Unsere Mütter, unsere Väter“ auf 7,14 Millionen Zuschauer. F.A.Z.

Der Verfasser wurde am 31. Januar 1954 in Dachsbad geboren.

Quelle: F.A.Z. [Artikelrechte erwerben](#)



Frankfurter Allgemeine

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001 - 2024
Alle Rechte vorbehalten.